

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Von Törken und Christen

[urn:nbn:de:bsz:31-341407](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341407)

Vorsitzenden des Centralvorstandes, Ober-Con-
sist.-Rath Dr. Hoffmann. Er war heim-
gegangen in derselben Stunde, wo in Potsdam
seiner liebend gewacht wurde! — Möge unser
Dank für seine Liebe die treue Weiterarbeit sein
in dem Werke der Liebe! Dem Herrn, an dessen
Segen Alles liegt, sei es befohlen wie bisher
so für die Zukunft!



Luther's Siegelring.

Martinus schlug an's Kirchenbrett
Die fünfundneunzig Thefen;
Mit Streiten wolt' er und Gebet
Die Welt vom Trug erlösen;
Da ging er an das ernste Spiel
Trogig und ungesümmet;
Stracks griff er nach dem Eifenkel,
Davon der Papp getrümmet*).

Wie seht' er da so scharf zumal
Boll Hobeit und voll Tiefe,
An Mönch, Prälat und Cardinal
Die ledern Fehdebriefe!
Wie brach er Bahn mit derbem Fuß
Durch Heden, Dorn und Disteln!
Sanct Peter hebt vor seinem Gang
Und seinen Jornepisteln.

Doch wolt' er auch ein Wappen han,
Gleich als die Fürsten haben;
Drum ging er einen Meister an,
Der sollt' es künstlich graben.
Zu Nürnberg saß der Meister fein,
Und hat sein Werk getrieben;
Dem bringt man einen Brief herein,
Zu Wittenberg geschrieben:

„Ihr sollt mir schaffen ein Sigill,
Die Christen mein zu siegeln,
Damit ich nun dem Teufel will
Die Pforte daß verriegeln;
Doch nehmt vom allerhärtesten Erz,
Auf daß ich's nicht zerdrücke,
Und grabt darauf ein Männerherz,
Ein Herz aus Einem Stücke.“

„Und mitten in dem Herz sodann,
Das röthlich glüht und funkelt,
Da muß ein schwarzes Kreuze stahn,
Dieweil's der Papp verdunkelt.
Und weil bei solchem Herze fromm
Die alte Unschuld blühet,
Schafft, daß sich um das Herz herum
Eine weiße Rose ziehet.“

* Ein Papp hatte um jene Zeit einen Traum, daß in welter Ferne
; Mönch mit einem eisernen Kiel schrieb, der einen scharfen Klang
; auch so groß war, daß er bis Rom reichte, und die Aara von
tem Haupte zu stoßen drohte.

„Doch reise Unschuld mag nit sehr
Zu dieser argen Welt;
Drum seht die Rose mir hinein
Im Himmelblauen Felde;
Im Himmel erst ist Ruh' und Stüt'
In Ewigkeit zu finden;
Deß soll sich um das ganze Werk
Eine gold'ne Schlange winden.“

Und wie der Meister also las,
Da faltete er die Hände;
Dann sprang er um, und grub und saß.
Und bracht' das Werk zu Ende.
Er nahm vom allerbesten Stahl,
Daraus man Schwertler machte;
Drauf grub er Alles ein zumal,
So wie's Martinus dachte.

Und weil das Bildniß ward geschafft.
Wider den römischen Riesen,
Ließ ihm der Herr geheime Kraft
Noch in den Stichel fließen.
Drum, wie es kam gen Wittenberg,
Der Doctor nahm's zu Handen;
Da war der Riese bald ein Zwerg
Zu allen deutschen Landen.

Und schrieb Martinus erst gar still
Und schöpft' aus seinem Vorne,
Dann nahm er maunlich das Sigill
Und sprach in edlem Zorne:
„Nun drücke hart, du Ringestkauf, —
Und will's nicht fürdaß gehen,
So sey' ich noch mein Leben drauf;
Das Wort — das muß bestehen!“

G. Eyth (Christoterep).

Von Türken und Christen.

„Ist der Wagen zertümmert, so find der Wegweiser
gar viele“, lautet ein türkisches Sprüchwort. Auch die tür-
kische Macht, einst der Schrecken der Völker des Abendlandes,
geht mit starken Schritten ihrem Ende entgegen. Die Zeiten,
in welchen der Name „Türken“ ein Schreckmittel war für
Alt und Jung, so daß man in der Bußtagskittane betete:
„Vor der Türken Noth bewahre uns, lieber Herr und Gott“
sind Gott sei Dank längst vorüber. „Wir sind das Gespötle
der abendländischen Welt,“ konnte jüngst ein türkischer
Minister im Ministerath mit Recht sagen. Der franke-
Mann ist kränker und kränker geworden, der morsche Bau
kann am Zusammensturz nicht gehindert werden, was hilft
die Tünche, mit der ihm die neutürkischen Staatsmänner
ein gleichendes Aussehen zu geben bemüht sind? Das Balken-
werk ist durch und durch faul, ein kräftiger Windstoß —
und es liegt in Trümmern.

Die Spinne verrichtet Thürkenerdienste im Afrasiab's
Hallen, die Gule stimmt in Afrasiab's Schlosse das Feld-
geschrei an.“ An diese Worte des persischen Dichters dachte
Muhammed II., der wilde Eroberer Konstantinopels, als er
nach der Einnahme der von einem kleinen Christenhäuflein
(5000 Mann gegen 150000 Türken) glänzend verteidigten
Stadt an den geplünderten wüsten Sälen des Kaiserlichen

Schloßes vorübertritt. „Die Spinne verrichtet Thierstehdienste in Afrika's Hallen,“ wird die Geschichte, wenn nicht jetzt schon, so doch gewiß nach einigen Jahrzehnten berichten, wenn von den ehedem glänzenden Sihen türkischen Reichthums und Wohllebens die Rede sein wird. „Es ist etwas faul im Staate Dänemark,“ sagt ein Sprichwort. Mit viel größerer Rechte aber kann man sagen: Im Staate des Großherrn ist Alles faul. Leider ist es nun in unserer Zeit der Eisenbahnen, Telegraphen und der engen Verbindungen und Beziehungen der Völker unter einander nicht mehr so, daß wir ganz ruhig sein könnten, „wenn weit hinten in der Türkei die Völker auf einander schlagen“, denn aus der Lösung der „orientalischen Frage“, mit welchem Ausdrucke man das künftige Schicksal der Türkei bezeichnet, kann leicht ein Weltbrand werden, in welchem nicht nur das bunte Völkergewirr der „Baltanhalbinsel“, sondern auch Rußen, Engländer, Deserreicher, ja leicht auch Deutsche und Franzosen auf einander schlagen: „Aber das wäre ja ganz gut, wenn alle diese Nationen auf die Türken schlugen, dann würden sie bald keines Begleiters mehr bedürfen, der ihnen zeigte, welchen Weg sie einzuschlagen hätten und ihr Abzug würde nur sehr beschleunigt werden!“ wird vielleicht der Eine und der Andere der freundlichen Leser erwidern. Ja, da liegt aber der Hase im Pfeffer. Diese Nationen würden ganz gewiß nicht alle auf die Türken schlagen und den armen Christen helfen, die nun schon seit Jahrhunderten von den Muhammedanern unterdrückt und verfolgt werden, sondern ein Theil würde gegen den andern, Christen gegen Christen stehen, weil man sich nicht darüber einigen kann, wer jene Länder in Besitz nehmen soll. Diese Eifer sucht der Großmächtige gibt der heutigen Türkei bis jetzt noch ihren kümmerlichen Bestand und ist auch die Ursache davon, daß ein allgemeiner Krieg aus den Kämpfen in jenem Lande leicht entstehen kann. Gewiß ist, daß, wenn auch die Erbschaft zufällt, nach Verdrängung des Halbmondes das Kreuz wieder die Herrschaft erlangen wird in jenen durch Fruchtbarkeit von Gott reich gesegneten, aber durch Schuld der Türkei tief heruntergekommenen Ländern, und in diesem Zeichen werden Fleiß, Einsicht, Wohlstand, Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit, wahrhafte Frömmigkeit, Friede wieder erblühen und geordnete, erfreuliche Zustände eintreten, wenn auch die jetzigen Leser des Gustav-Adolfs-Kalenders es nicht in vollem Maße erleben werden, denn nur in Monaten und Jahren heilt die schwere Wunde, welche in einer Secunde beigebracht wurde, und ebenso würde es auch langer, langer Zeit bedürfen, bis Land und Volk der europäischen Türkei, denn von dieser wollen wir als uns zunächst angehend reden, von dem Fluche der Türkenwirtschaft wieder vollständig genesen könnten.

Der Leser des Gustav-Adolfs-Kalenders wird nun wohl gerne etwas darüber hören, welche Einrichtungen und Zustände bei diesen Türken herrschen und in welcher Lage sich unsere Glaubensgenossen dort befinden. Denn sind auch nur wenige evangelische Christen dort ansässig (in Folge der unsicheren Zustände haben sich nur wenige evangelische Deutsche zur Einwanderung entschlossen; doch finden sich in den Donaufürstenthümern evangelische Gemeinden zu: Bukarest, Crajowa, Turnu-Severin, Plojesch, Pitesti, At-Madscha in der Dobrudscha, Galasska, Jakobsthal, Belgrad, deren Kirchen oder Bethäuser mit blühenden Schulen die Liebeshätigkeit des Gustav-Adolfs-Vereins bezugen und welche sich aus freiem Antriebe der preussischen Landeskirche angeschlossen haben), so haben

wir evangelische Christen, wenn wir auch wissen und uns dessen herzlich freuen, was wir an unserer Kirche haben, doch ein weiteres Herz als jene griechische Christen, welche zur Zeit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken dem heldenmüthigen letzten griechischen Kaiser Konstantin Dragoskes, aus dem Hause der Paläologen, den ersten Minister des Kaisers Kulas Notaras an der Spitze, erklärten, lieber türkisch als römisch werden zu wollen. Er war nämlich zur Stärkung der eignen Macht das sogenannte Henoticon, d. h. die Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche eingegangen. Auch wollen wir evangelische Christen nicht an der Seite der 318000 römisch-katholischen Christen der Türkei stehen, welche auch heute wieder lieber die Herrschaft des Halbmondes, als diejenige der griechischen Kirche ertragen zu wollen erklären und mit den Türken gemeinschaftliche Sache machen.

Der Verfall des türkischen Reiches hängt auf's Innigste mit der Religion des herrschenden Volkes, dem Islam, zusammen. Dieser legt mit seinen späteren Zusätzen und Bestimmungen der Fortentwicklung der Gesellschaft unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Durch Schuld dieser Religion ist das reiche Morgenland, welches einst die Wiege der Besittung war, in der Barbarei stecken geblieben und wird auch nimmer herauskommen, wenn nicht das Christenthum der erstorbenen Welt neue Kräfte zuführt. Sehen wir uns den Islam, zu deutsch: Hingebung (nämlich in Gottes Willen, daher auch der Name Moslem in oder kurz Moslem, Gottergebene) und die Person seines Stifters etwas näher an, wobei es sich leicht herausstellen wird, daß diese Religion an dem Verfall der orientalischen Welt die Schuld trägt.

Abul Kasem Cbn Abdallah, genannt Muhammed, das ist der Ruhmwürdige, wurde um's Jahr 570 zu Mekka geboren. Seine Mutter, eine Jädin, hieß Amna, sein Vater, ein Araber aus dem Stamme Koreisch, Abdallah. Schon in seinem ersten Jahre verlor er seinen Vater, der ein Handelsmann war und dem Sohne nichts als fünf Kammele und einen äthiopischen Sklaven hinterließ. In seinem sechsten Lebensjahre verlor Muhammed auch seine Mutter und nun nahm sich der Oheim Abu Taleb des verwaisten Knaben an. Abu Taleb führte die Aufsicht über die Kaaba, das Nationalheiligthum der Araber. In diesem Tempel wurde der schwarze Stein aufbewahrt und verehrt, den Gott dem Abraham durch den Engel Gabriel zuschickte, als jener Tempel zu Mekka gebaut wurde. Zu diesem Heiligthum wallfahrten die Araber. Sieben Mal gingen die Pilger mit schnellen Schritten um die Kaaba, sieben Mal küßten sie den Stein und sieben Mal warfen sie Steine in das Thal Mina. Diese Gebräuche haben sich bis jetzt erhalten.

Auch heute noch gibt sich der Moslem mit ganzer Innigkeit dem Gebete hin. Nachdem er Hände und Füße gewaschen, wie der Koran es genau vorschreibt, und seine Richtung nach Mekka genommen, wozu Manche einen kleinen Kompaß aus dem Knopfe ihres Dolches führen, schließt er einen Augenblick seine Ohren mit den Händen und spricht dann, wobei er die Rippen bewegt, aber lautlos, seinen Vers aus dem Koran. Darauf verbeugt er sich, fällt auf beide Kniee und berührt die Erde mehrmals mit der Stirn. Nachdem er sich sodann erhoben, hält er beide Hände vor sich, wie wenn er ein großes Buch trüge, wirft sich abermals nieder, erhebt sich von neuem und fährt endlich mit beiden Händen über das Gesicht, gleichsam als wolle er es

in die alten Falten bringen und jeden Schein frommer Schaustellung verwischen. Schließlich macht er noch eine Verbeugung gegen zwei unsichtbare Engel, von denen angenommen wird, daß sie neben jedem Betenden stehen.

Abu Taleb war ein sehr thätiger, unternehmender Kaufmann, der große Reisen machte und zuweilen auch den kleinen Muhammed mitnahm. In seinem Hause blühte der Knabe zu einem schönen Jüngling auf. Von seiner Mutter hatte er treffliche Geistesgaben und eine einnehmende Beredsamkeit, von seinem Vater die majestätische Gestalt, die Kraft und den Wohlklang der Stimme geerbt. Ein Feuergeist, der aus den durchbohrenden schwarzen Augen und durch den lährenden majestätischen Schritt sich kund that; eine kraftvolle Gehandtheit, die seine Wangen rundete und mit einer sanften Bräune färbte; die feinen Buge, die seinem Gesicht eine edle Milde gaben; zarte Augenbraunen, eine Adlernase; ein wohlgebildeter Mund mit schönen Zähnen, ein nerviger Bau, nicht allzu groß — das war die Mitgabe der Natur, durch die er sich, wohin er kam, die Herzen unterwarf. So beschreibt Döbels seine äußere Gestalt. In seinem dreizehnten Jahre gelangte Muhammed mit seinem Oheim nach Syrien und dort lernte er einen christlichen Mönch, Namens Sergius, kennen. In seinem vierzehnten Jahre begleitete er den Abu Taleb auf einem Feldzuge gegen einige feindliche Stämme und zeichnete sich hier durch große Tapferkeit aus. Im fünfundsingzigsten Jahre kam er in das Haus der reichen Wittve Chadidscha. In ihrem Geschäfte machte er viele Handelsreisen, und als anerkannt schöner Mann heirathete er die reiche vierzigjährige Wittve. Seine Handelsreisen hatten ihn mit Christen und Juden in Verkehr gebracht. Er hatte den Verfall der Religion bei den Juden gesehen, die Glaubensfreitigkeiten bei den Christen kennen gelernt. Dazu kam, daß er als reicher Mann jetzt mehr freie Zeit hatte, sich der Dichtkunst, für die er viel Talent hatte, sowie überhaupt tief sinnigen Betrachtungen über göttliche Dinge hinzugeben. Zu diesem Zwecke zog er sich oft in die Einsamkeit zurück, einmal einen ganzen Monat in eine Höhle. Dort überließ er sich den Eingebungen einer feurigen Einbildungskraft. Auch war er, ungeachtet seiner sonstigen Gesundheit, schon seit früher Jugend mit epileptischen Anfällen behaftet. So kam er zu der festen Ueberzeugung, daß er göttliche Eingebungen (Visionen) habe. Nachdem ihm im 40. Jahre seines Lebens „in der Nacht des göttlichen Rathschlusses“ vom 23. auf den 24. Ramahban, das ist des Fastenmonats, im Jahr 611 n. Chr., der „Erz-

engel Gabriel seine Berufung zum Propheten Gottes verkündigt“ hatte, trat er mit der Lehre auf: „Es gibt keinen Gott als Allah, und Muhammed ist Allah's Prophet.“ Der Gedanke, der ihn dabei leitete, war der, nach seiner unvollkommenen, höchst oberflächlichen Bekanntschaft mit dem Judenthum und Christenthum, die er beide nicht aus ihren Quellen, den heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments, sondern nur in ihrer Ausartung kennen gelernt hatte, die Urreligion seines Stammvaters Abraham wieder herzustellen.

Durch neue Offenbarungen, die er empfangen zu haben vorgab, wußte er Glauben zu gewinnen. Besonders merkwürdig ist eine Erzählung, die mit den prächtigen Bildern einer entzündeten Einbildungskraft, die den Arabern von jeher gefielen, reichlich ausgestattet ist. Als Muhammed einst unweit Mekka unter freiem Himmel schlief, trat der Engel Gabriel in einem von Perlen und Goldfäden durchflochtenen Kleide zu ihm und reinigte sein

Herz. Er nahm es nämlich aus Muhammeds Leibe, drückte den schwarzen Tropfen oder den Samen der Erbsünde aus demselben heraus und füllte es mit Weisheit und Gnade. Als er es an den gehörigen Ort zurückgebracht hatte, führte er einen wunderbaren Grauschimmel herzu, Namens Al Borak, der die Schnelligkeit des Blizes und die Gabe der Rede hatte. Der Prophet wollte ihn besteigen, aber das Wunderthier bäumte sich und war nicht eher sügsam, als bis ihm Muhammed die Aufnahme in das Paradies versprochen hatte. Kaum war dies geschehen, so trug es den Propheten unter Leitung des Engels in einem Nu zum Berge Sinai, von da nach Bethlehern, von Bethlehern nach Jerusalem. An allen diesen Orten verrichtete der Prophet sein Gebet; im Tempel zu Jerusalem gemeinschaftlich mit Abraham, Moses und Jesus. Von hier führte ihn der Engel (Al Borak mußte vor dem Tempel zurückbleiben) auf einer Leiter, deren Stufen von Gold, Silber, Perlen und anderen Kostbarkeiten waren, in alle sieben Himmel nach einander. Jeder dieser Himmel war von dem andern so weit entfernt, daß nach menschlicher Weise 500 Jahre nöthig gewesen wären, um von dem einen zu dem andern zu gelangen; Muhammed aber machte mit seinem Begleiter die Reise in einem Augenblicke. Die Herrlichkeiten, die er hier erblickte, lassen sich nicht malen; der Sprache fehlt es dazu an Worten, der Phantasie an Bildern. Alles war voll Gold und Edelstein, voll von blendendem Licht, und in jedem Himmel begrüßten ihn Engel, Erzväter und Propheten der Vorzeit. Bis zum siebenten Himmel, wo schon die Stimme Gottes vernommen wurde, düffte



Stehende Muselmänner bei dem Rufe des Muezzin von einem Minarett der Moschee Uja Sofia in Konstantinopel.

Gabriel gehen, Muhammed aber gelangte über denselben hinaus bis in die Nähe des Thrones Gottes. Diesen Thron trug der Engel Israfil, der so groß war als der ganze Raum vom Morgen bis zum Abend. Er hatte eine Million Häupter, jedes Haupt hatte eine Million Mäuler, jeder Mund eine Million Zungen, jede Zunge redete eine Million Sprachen, mit welchen er Tag und Nacht das Lob Gottes unaufhörlich pries. Der Thron Gottes wie jedes Thor der sieben Himmel hatte die Aufschrift: „Es ist kein Gott als Gott und Muhammed ist sein Prophet!“ Muhammed schwindelte, aber eine Stimme rief: „Tritt herzu und nähere dich dem herrlichen und allmächtigen Gott!“ Er näherte sich und hielt eine lange Unterredung mit Gott. Unausprechliche Süßigkeit und Bönne durchdrang sein Inneres; er empfing den vollkommensten Unterricht über den Willen Gottes und die Verheißung, daß sein Name nie von dem Namen Gottes getrennt werden sollte. Die Anzahl der Gebete, welche jeder Araber täglich verrichten soll, bestimmte Gott auf fünf. Als die Unterredung geendet war, kehrte Muhammed zurück. Gabriel führte ihn auf dem vorigen Weg wieder nach Jerusalem zurück. Dort bestieg Muhammed abermals den Grauschimmel und langte in derselben Nacht in Mekka wieder an.

Diese seine sogenannten Offenbarungen zeichnete er zuerst in einzelnen Liedern auf. Späterhin wurden diese durch seinen nachmaligen Schwiegervater Abu Bekr in eine Sammlung gebracht, die man den Koran nennt, der in 114 unter sich wenig zusammenhängende Suren (Stufen oder Kapitel) getheilt, die Glaubenslehre, die Sittenlehre, die Ceremonialverordnungen und die bürgerlichen Rechtsgrundsätze enthält und somit nicht bloß Religionsbuch, sondern auch zugleich bürgerliches Gesetzbuch für die Moslem, Muselmänner oder Gläubigen ist.

Aber außer seiner Gattin, seinem Freunde Abu Bekr, seinem nachmaligen Vetter und Sidam Ali und einigen andern Verwandten und Freunden glaubte anfangs Niemand an seine Sendung; ja ein drohender Aufruhr nöthigte seine Anhänger zur Auswanderung nach Abyssinien und ihn selbst später zur Flucht von Mekka nach „Jathreb“, das von nun an „Medina el Nabi“, Stadt des Propheten, genannt wurde. Nach dieser Flucht des Propheten, Hidraß oder Hedjra, am 16. Juli 622 n. Chr., zählten die Muhammedaner ihre Jahre. In Medina fand Muhammed Bundesgenossen und gläubige Anhänger, mit denen er Streifzüge gegen Juden und Heiden machte und sich endlich nach mehreren glücklichen Gefechten, besonders nach dem Siege bei Bedr über die ergrimmeten Koreischiten, die Rückkehr nach Mekka erzwang. Nach Eroberung der heiligen Stadt betrachteten die Bewohner die Vernichtung ihrer Götzenbilder mit verbissener Wuth; aber erschreckt durch die drohende Haltung des Siegers, der, in der einen Hand den Koran, in der anderen das Schwert, Behoriam forberte, beugten sie sich und fanden in seinem Glauben den Glauben an seine göttliche Sendung. So erkannte auch Mekka den glücklichen Streiter als Propheten an und in Kurzem belehrte ganz Arabien zu dem Einen Gott, der sich durch Muhammed geoffenbaret. Im elften Jahre der Hedjra starb der Prophet. Sein Grab in Medina blieb fortan, neben Mekka, seiner Geburtsstadt, ein heiliger Wallfahrtsort. Muhammed war mildthätig, von einfacher Lebensweise, aber der Frauenliebe allzusehr ergeben.

Nach dem Islam hat sich Gott von jeher durch viele tausend Propheten geoffenbart. Unter diesen sind vorzüglich 6, nämlich: Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und, als der letzte und größte, Muhammed zu nennen. Er lehrt ein einziges, unveränderliches, unsichtbares göttliches Wesen, den Schöpfer der Welt, dem neben andern erhabenen Eigenschaften allerdings auch Gerechtigkeit und Güte zugeschrieben werden. Gleichwohl ist der Gott des Islam nicht der lebendige persönliche Gott Abrahams, der die Sünde in ihrem tiefsten Grunde haßet, sondern er ist nur ein unflarer, nebelhafter, unlebendiger Gottesbegriff, ohne die wahre Liebe, die sich auch des ärmsten Sünders erbarmt und ihn durch Hingabe ihrer selbst erlöst und rettet. Es ist der Gott der unersleuchteten Vernunft, für welchen die Befenner eine schwärmerische Verehrung haben können, ohne daß sie in ihrem Innern irgendwie dadurch geändert und geheiligt würden. Der Moslem kann und darf ungeheuer den Lüsten des alten Menschen dienen, wenn diese nur auf dem vom äußern Gesetz erlaubten Weg bestritten werden.

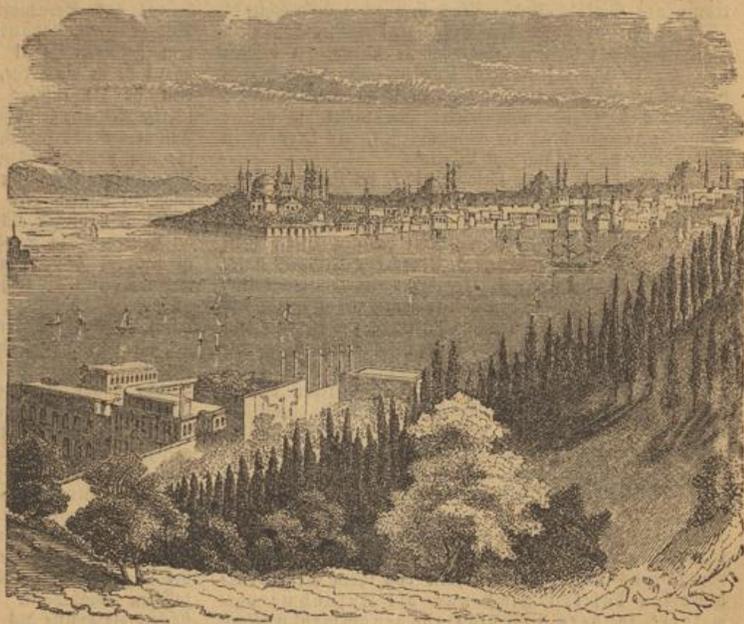
Der Islam hat auch einen Himmel und eine Hölle. Beide haben 7 Kreise oder Stufen. Der fromme Muhammed kommt in das mit aller sinnlichen Pracht und Lust ausgestattete Paradies, das über dem siebenten Himmel liegt. Hier findet er unermeßliche Schätze, prächtige Kleider und Pferde, ausgesuchte Speisen und Getränke, besonders aber die höchsten Genüsse sinnlicher Liebe. 80000 Knechte, die schönsten Jünglinge und schwarzäugige Jungfrauen (Houris) bedienen ihn. Der Umgang mit den Weisen der Vorzeit und das Anschauen Gottes wird ihm als letzte und höchste Belohnung zu Theil. Es gab eine Secte unter den Muselmännern, welche sich auszeichnete durch die Todesverachtung, mit welcher sie alle Befehle ihres Gebieters vollzog. Todesliebe wäre ein passender Ausdruck, sie hatten den Himmel geschaut und schnten sich danach zurück. Bald nach ihrer Geburt wurden sie in eine unwirthbare Gegend gebracht und dort in strenger Abgeschlossenheit ohne Ahnung von der Genüssen des Lebens aufgezogen. Waren sie erwachsen, so gab man ihnen einen Schlaftrunk ein und transportirte sie in einen dazu besonders eingerichteten herrlichen Garten. Dort erwarteten sie, umgeben von allen Reizen der Natur: den Duft der Rosen, den Gesang der Nachtigallen lernten sie zum ersten Male kennen in jenem Alter, in dem eine unbestimmte Sehnsucht den Schlag des Herzens beschleunigt. Und während sie trunkenen Sinnes um sich schauten, erschienen wunderlichsche Frauen, die ersten, welche sie bis dahin erblickt, die schönsten, welche man unter Tausenden ausgesucht. Sie kredenzten dem Jünglinge Wein in goldenen Schalen, sie küßten schmeichelnden Laut in sein Ohr. Und wenn dann in seinem Herzen die Liebe erwachte, aufgeküßt vom Strahl der Schönheit wie die Knospe der Rose vom Sonnenlicht, dann kredenzte ihm die Erwählte den funkelnden Pokal und er sank in Schlummer. In der Wildniß, auf ärmlichem Lager, erwachte er unter seinen Genossen, vom goldenen Traume war nur heiße Sehnsucht geblieben. Und er erzählte den Alten, was ihm begegnet. „Allah hat dich begnadigt, zu schauen, was der große Prophet schon geschaut. Du bist Einer der Erwählten, dein ist das Paradies, dessen Herrlichkeit du gekostet.“ — so sprachen die Alten, und der Jüngling rief mit flammenden Wangen: „Schick mich in Kampf und Tod für die Lehre des Propheten, denn ich will in mein Paradies!“ — Dieser glühende Wunsch trieb die muhammedanischen Schaaren der

ersten Jahrhunderte in den Tod und machte sie beinahe unüberwindlich. Gelockt von den vermeintlichen sinnlichen Freuden des Paradieses eroberten sie ganz Nordafrika, das westliche Asien, Spanien und später die Länder des byzantinischen Reiches in Europa. So bildete der Islam in seinen Jugendjahren seine Streiter. Aber er ist ein Greis geworden, stumpf und abgelebt wie dieser. Seine einzigen Eroberungen macht er jetzt nur noch in Afrika und auch diese nur durch die Intelligenz und Thatkraft christlicher Männer, welche im Dienste des Vicekönigs von Aegypten stehen. Berauscher Schaumwein weckte die künstliche Begeisterung; sie wich, sobald das Getränk nicht mehr mundete und wirkte.

Abschreckend gräßlich schildert der Koran die Qualen der Hölle. In der untersten Stufe derselben stehen die Religionshuchler, in der zweiten die groben Götzdiener, in der dritten die Magier, in der vierten die Sternanbeter, in der fünften die Juden, in der sechsten die Christen, als ewig verdammt, in der siebenten die gottlosen Muhammedaner, 900 bis 9000 Jahre lang, bis zu ihrer völligen Reinigung.

Eines jeden Menschen Schicksal und Ausgang, selbst seine sittliche Beschaffenheit ist von dem unbedingten Rathschluß Gottes unabänderlich vorherbestimmt. Sittliche Zurechnung ist dabei allerdings nicht ganz ausgeschlossen, doch freie Willensbestimmung findet nicht statt. Dieser Glaube des Islam an die unabänderliche Nothwendigkeit, der Fatalismus ist der Grundton des muhammedanischen Charakters. Er entflammt einerseits zwar den Muth bis zur Todesverachtung, andererseits aber stimmt er auch das Gemüth bis zur gänzlichen Apathie oder empfindungslosen Unthätigkeit in Gefahren herab und hemmt das Streben nach sittlicher, geistiger und bürgerlicher Vollkommenheit. Stumpf und gleichgiltig lassen sich die türkischen Regimenter in die Eisenbahnwagen verpacken, bei diesem und jenem vermag der leidenschaftliche Erguß eines Derwishes eine augenblickliche Erregung hervorzubringen, aber bald sinken sie wieder in vollständige Gleichgültigkeit zurück. „Maschallah!“ — wie Gott will; sie ergeben sich schweigend ihrem Kismet (Schicksal). Nach seinem Tod werden Gott und der Prophet über den Moslem richten, am Tage des jüngsten Gerichts, am Tage der klopfenden Stunde. „Was ist die klopfende Stunde? Und von der klopfenden Stunde, wer gibt uns Kunde? Es ist der Tag des Gerichts, wo die Menschen wie Heuschrecken, verstreuet vom Wind, die Berge gleich zerrissener Baumwolle sind. Und wessen Schale sinkt, dem wird's im ewigen Leben gut, und wessen Schale steigt, sinkt in die Flammenwuth. Weißt du wohl, was da ist die Flammenwuth? Es ist der Hölle brennendste Bluth.“ (Verse aus der 101. Sure des Korans.)

Die Aussicht auf Muhammeds Paradies trieb zu den tollkühnsten Thaten. Mit den Worten: „Mich dünkt, ich sehe die schwarzäugigen Jungfrauen mit ihren grünen Tüchern mir winken,“ stürzte sich Kaleds Beter Ikrimah in die dichtesten Christenhäuser und kämpfte wie rasend, bis ihn ein Wurfspeer tödtete. Als Einer dem kämpfenden Kaled zurief, er möchte doch ein wenig ausruhen, antwortete dieser: „Wir werden in jener Welt ruhen; wer heute arbeitet, wird morgen dafür rasten!“ Ueberhaupt übte diese aus Licht und Finsterniß bereitete Lehre des Islam in der ersten Zeit ihres Auftretens eine wunderbare Macht über ihre Befehrer aus. In den ersten Eroberungskriegen, in denen der Geist des unbedingtesten Gehorsams gegen die Vorschriften des Propheten herrschte, kamen die glänzendsten Beispiele der Enthaltensamkeit, wie der Todesverachtung, aber auch der



Konstantinopel und der Bosphorus.

Grausamkeit und der Rohheit aus Unwissenheit vor. In den ersten Kriegen wurde die gemachte Beute von keinem Soldaten berührt, keiner beneidete den andern, und nie gab es Streit über die Beute. Soldaten, d. Wein getrunken hatten, unterwarfen sich freiwillig der Buße der Fußsohlenstreiche (Bastonnade, noch jetzt gebräuchlich in der Türkei). Die einfachste Speise genügte und die besten Speisen der Christen wurden selten berührt. Verträge zu halten galt als heilige Pflicht. Selbst Frauen und Jungfrauen wurden geschont, und als dem Kaled eine schöne Gefangene vorgeführt wurde, rief er: „Ehre sei dir, Gott! Wir preisen dich, daß du geschaffen hast, was dir wohlgefällt!“ Er ließ sie sogleich sich auflösen. Als Omar vor Jerusalem erschien, führte er auf seinem Kameel einen Wasser Schlauch nebst Korn und

Datteln zu seiner Nahrung mit sich. Er aß mit seinen Gefährten aus einer Schüssel und strafe Vergehungen mit eigener Hand. Als nachher zu Antiochia muselmännische Gefangene vor den Kaiser Heraklius geführt wurden, verweigerte diese stolz den Kniefall, wegen die griechische Hofsitte vorschrieb, weil der Prophet verboten habe, solche Ehre, die nur Gott gebühre, sterblichen Menschen zu erweisen. Als der Kaiser, darob verwundert, fragte, welsch' einen Palaß der Kalif (Name der Nachfolger Muhammeds) bewohne, antwortete einer der Gefangenen: „Eine Lehmhütte.“ Was für Gefolge und Diener hat er? — fragte Heraklius weiter. „Die Bettler und Armen,“ war die Antwort. „Auf was für Teppichen sitzt er?“ — „Auf Gerechtigkeit und Lauterkeit.“ „Und was ist sein Thron?“ „Enthaltung und gewisse Erkenntniß.“ „Und welches sein Schatz?“ — „Das Vertrauen auf Gott!“ „Und welches sind seine Leibwächter?“ „Die Tappfersten unter den Gläubigen! Wiße, daß Verschiedene zu dem Kalifen gesagt haben: Omar, du besitzest nun die Schätze des Kaisers, Fürsten und große Herren sind dir unterthänig, warum also legest du nicht köstliches Gewand an? Er aber antwortete: Ihr suchet die äußere Welt, ich dagegen suche die Gnade dessen, der Herr ist in dem jetzigen und zukünftigen Leben.“

Als Saladin am 3. October 1187, 88 Jahre nach der Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon, unter Trompeten- und Paukenschall seinen Einzug durch die Thore der durch die Fußspuren Jesu Christi heiligen Stadt hielt und das goldne Kreuz von der Spitze des Tempels unter dem lauten Jammern der Christen herabgestürzt worden war, wurde keinem der letzteren ein Leid zugesügt. Ja, als das Geld für die Lösung der Armen nicht hinreichte, ließ Saladin alle diejenigen, welche nachwiesen, daß sie nichts hatten, unentgeltlich ziehen. Und als die Auswandernden (es waren nur die Römischkatholischen; die übrigen Christen blieben unter der muselmännischen Herrschaft zurück) durch das Davidssthor vor Saladin vorüberzogen und die Weiber und Kinder der in den Schlachten Gefangenen den Sultan um Gnade anflehten, gab er, zu Thränen gerührt, allen jenen Gefangenen die Freiheit und ließ unter die Wittwen und Waisen so viel Geld vertheilen, daß ihm von den 220,000 Goldgulden; die er als Lösegeld erhalten, nichts mehr übrig blieb. Als von den Auswanderern der eine Theil vor Tripolis ankam, wurde ihnen von ihren Glaubensgenossen daselbst nicht nur die Aufnahme verweigert, sondern auch die Habe genommen, wogegen der muselmännische Statthalter in Alexandria die andern aufnahm und versorgte. Als die Pisaner, Venetianer und Genueser (Christen!) sie nicht unentgeltlich in ihre Schiffe aufnehmen wollten, zahlte er auch noch das Fahrgeld. Solcher Art war das Christenthum jener Tage, welches dem Islam Widerstand leisten sollte. Es war ein wohlverdientes Strafgericht Gottes für so viel Religionshaß der Lateiner und Griechen unter einander, so viel Scheinchristenthum, soviel Heberseinerung und Sittenlosigkeit, soviel Hochmuth, schimpfliche Feigheit und Gleichgültigkeit gegen die höchsten Güter, als der blutdürstige Muhammed II., der gewaltige Sultan der Türken, eine zweite Gottesgeißel im Jahre 1453 dem griechischen Kaiserthum ein Ende machte und statt des Kreuzes den Halbmond auf der Sophienkirche in Konstantinopel aufriehete, eine Eroberung, von welcher der gleichzeitige griechische Geschichtschreiber Ducas sagt: „Also ward das Wort des Propheten Amos (über Jerusalem, nach seiner

Meinung aber auch über Konstantinopel) erfüllt: Von den Altären Bethels will ich Rache nehmen, eure Feste will ich verabscheuen, entfernen von mir den Schall deiner Rieder und die Palmen deiner Orgeln will ich nicht hören; das Ende meines Volkes ist gekommen, spricht der Herr, ich werde seine Züchtigung nicht länger verschieben und an jenem Tage werden die Gewölbe des Tempels heulen!“

Also sank das Kreuz von dem herrlichen Tempel, der prachtvoller Sophienkirche herab, und machte dem Halbmond Platz, an welcher unter Leitung der griechischen Baumeister Anthemios und, Psidoros aus Milet 10,000 Arbeiter 6 Jahre lang mit einem ungeheuren Aufwand gebaut hatten! Ihre mächtige Kuppel, im Innern von Justinian ganz vergoldet — der Boden war mit Mosaik ausgelegt, die Kirchengeräthe waren von dichtem Golde und mit Edelstein besetzt; das Sanctuarium allein enthielt 40,000 Pfund Silbers — erhebt sich noch immer zwischen der Propontis und dem goldenen Horn! Weit hinaus über Land und Meer schaut sie in die Ferne, sehnuchtsvoll nach Norden hin, von dem sie die einzigste Freieung erwartet! Die tausendjährige Vestätte griechischer Frömmigkeit ward gewaltsam dem Islam unterworfen, ihres Glorienschmudes beraubt und dafür mit 4 Minarehs umgeben, von deren Zinnen nun die Muezzin (türkische Gebetsverkünder) ihren einbürtigen Ruf erschallen lassen: „As salatu chair min al naun, das Gebet ist nützlich, als der Schlaf.“

Von der Na Sophia sagt ein neuerer Besucher: „Das ist also der Tempel, an dessen Bau Engel geholfen haben, und bei dessen Einweihung Justinian die stolzen Worte rief: „Ich habe dich besiegt, Salomo!“ Das ist der Tempel, in dessen Hallen so erschütternde Akte der Weltgeschichte gespielt wurden! Erhabene Anerkennung, das war das erste Gefühl beim Anblick dieses prächtigen Riesentempels. Welche Raumentfaltung! Ueber das weite Schiff steigt der Blick und erhebt sich dann, aufwärts steigend von Bogen zu Bogen, bis zu der klüßnen Wölbung des Domes, die Ihresgleichen nicht hat. Man hat oft die Peterskirche mit der Na Sophia verglichen; aber der Vergleich dürfte zum Nachtheil der ersteren ausfallen. Während die Peterskirche dem Eintretenden gar nicht außergewöhnlich groß erscheint und erst bei weiterem Vorschreiten ihre ungeheure Ausdehnung offenbart, zeigt sich die Na Sophia schon beim ersten Blick, der ungehindert alle Räume durchstiegen kann, in ihrer kolossalen Erhabenheit. In St. Peter betragen die Stützflächen die Hälfte des freien Raumes, in der Na Sophia nur ein Zehntel; dort wird die Wirkung des Ganzen durch kolossales Detail herabgestimmt, hier durch mächtiges Detail erhöht. Vor Allem effectvoll ist aber der prächtig glänzende Schmuck des Innern; mit buntfarbigem, kostbaren Marmorarten sind alle Wände gefäçelt, mit reichen Glasmosaiken in glänzenden Farben und strahlender Vergoldung sind die Gewölbe bekleidet. Prächtig sind die 107 Säulen der Moische, von Porphy, von Serpentin, von grünem thessalischen Marmor — wohl viele, gleich denen aus dem Dianentempel zu Ephesus, dem Säulenreichtum verlassener Tempel entnommen. Sprüche des Koran, in goldenen Riesenkettern auf schwarzem Grunde hängen rings auf runden Schildern, bequem lesbar schon dem Eintretenden. . . .“

Obige Bzge muhammedanischer Großmuth sind übrigens Richtbilder, wie sie der Islam auch in der ersten Zeit seiner gewaltsamen Verbreitung gerade nicht sehr häufig, und später gar nicht mehr aufweist. Schon mit dem Kalifen

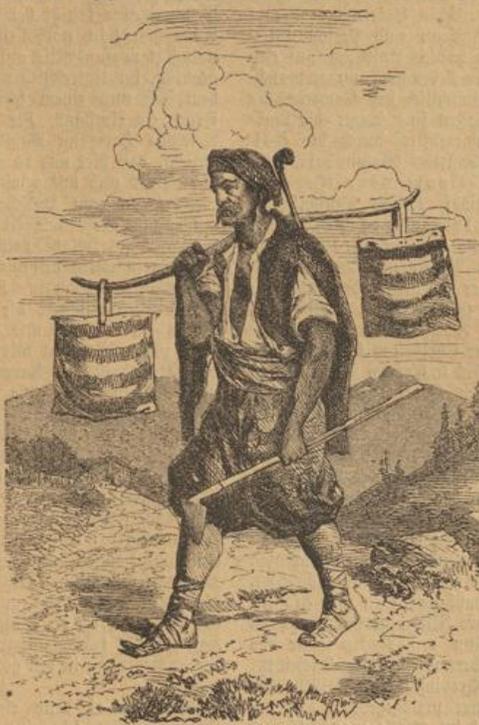
Ali ging der einfache und kräftige Charakter der ersten Kalifenzeit zu Ende und Mikäel des potismus, Bluthurst und Grausamkeit, Ausartung der verschiedenen sich einander bekämpfenden Dynastien war herrschende Regel. Muhammed III. bestieg z. B. den Thron zu Konstantinopel nach Ermordung seiner 19 Brüder. Allerdings war manchmal Ueberfluß an großherrlichen Kindern. Murad III. hatte 102 Kinder! Der Brudermord bei Thronbesteigungen ward in der Folge zum öffentlich ausgesprochenen Reichsgesetz in den türkischen Landen. Daß es zu solchen und ähnlichen Erscheinungen kommen mußte, liegt in dem Wesen des Islams, der selbst die Demuth nicht kennt.

Unter den Pflichten gegen Gott hebt der Koran diejenigen des unbedingten Vertrauens und des Dankes, unter den Pflichten gegen die Menschen diejenigen der Gerechtigkeit, der Treue bei gegebenem Wort, der Wahrhaftigkeit, der Milde, der Wohlthätigkeit und der Geduld stark hervor und gebietet überhaupt strengste Beherrschung der Leidenschaften. Aber mit der Demuth ist ihm jede höhere Selbstverleugnung fremd und Stolz und Eigendünkel sind der Geist, den er athmet und fördert, der alle wahre Geistes- und Herzensbildung zur Erstarrung bringt und der den Muselman auch heute noch, trotz der grenzenlosen Verkommenheit des öffentlichen und häuslichen Lebens, auf die Rajah (Heerde, Name der Christen) und Giaurs („versuchte Hunde“, Ungläubige) nur mit unsäglichlicher Verachtung herabbliden läßt. „Ich spude auf dein Grab und das Grab deiner Eltern“, diese orientalische Verwünschung bekommen die Christen oft zu hören.

In der glorreichen (!) Zeit (ist's heute besser geworden ??), als Christen die Osmanen (anderer Name für Türken, sie selbst nennen sich Osmanli, d. i. Söhne Osmans) gegen ihre eigenen Glaubensgenossen unterstülzten und ausbeuteten, als der allerchristlichste König von Frankreich Franz I. ein enges Freundschaftsbündniß gegen Karl V. von Deutschland mit dem Sultan einging und Neapel, Venedig und andere Staaten der Pforte Tribut bezahlten, pfliegten die türkischen Herrscher auch gelegentlich einmal „Hunden gegen Schweine, oder Schweinen gegen Hunde“ beizustehen, wie man sich in Stambul (Konstantinopel) ausdrückte. Die weit überwiegende Mehrzahl der Türken Konstantinopels hat bis zum heutigen Tage von den fremden Gesandten die Vorstellung, daß sie zu dem Zwecke in Pera wohnten, um den Padischah (Sultan) zu Gunsten ihrer Fürsten bei guter Laune zu erhalten (Pera ist die europäisch aussehende Vorstadt Konstantinopels, das

sogenannte Frankenviertel, weil alle Abendländer bei den Türken „Frenghi“, Franken, heißen). Noch immer gelten wir mit allen unsern Königen, Großherzogen und Heeren in den Augen der großen Masse der Türken als die Unterthanen des Großsultans, der diese duldet, wenn sie seinen Befehlen gehorchen, oder auch züchtigt, wenn sie ungehorsam sind. Im Krimkrieg hat „das Schwert Gottes“, oder auch „der Schatten Gottes auf Erden“ (der Sultan) von Napoleon III. und der Königin von England nicht etwa Hilfe empfangen! Gott bewahre! Diese leisteten ihm nur die

schuldigen Vasallendienste gegen den Kaiser Nikolaus. Müßten die Moslem auch die großartigen Fortschritte der Christenheit, die Gewandtheit des Europäers, seine Erfindungen anerkennen: so süßen ihnen diese doch mehr Säu als Bewunderung ein.



Ein Rajah (Christ) in der türk. Provinz Bosnien.

Die Türken — (der ursprüngliche Wohnsitz dieses heute die Länder des früheren byzantinischen Reiches beherrschenden Volkes ist in demjenigen Theile von Mittelasien zu suchen, welcher jetzt Turkestan genannt wird, ein Landstrich, berühmt durch die Weppigkeit seiner Weiden und Schönheit seiner Fluren; von dort breiteten sich die einzelnen Stämme: Dghusen, Soldschuden und Osmanen, anfänglich süd- und ost-, dann westwärts aus; sie scheinen ihrer großen Masse nach erst in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts den Islam angenommen zu haben) — haben ein gutes Gedächtniß für die Glanzlage ihrer Herrschaft, als ihre Heere unter Kara Mustafa, 200,000 Mann stark, sengend und brennend sogar vor den Mauern Wiens erschienen, um dieses Bollwerk der Christenheit zu erobern, und der Kaiser Leopold nach Linz flüchten mußte.

Freilich wurden sie durch die Hilfe des tapferen Polenkönigs Johann Sobieski am 9. September 1689 und seither noch öfters geschlagen, am gründlichsten in jener Zeit vom Prinzen Eugen, dem „edlen Ritter“. Aber daß seitdem „die Zeiten sich geändert haben und die Türken und Türkenmacht mit ihnen“, das will ihnen durchaus nicht in den Kopf.

Von 1453 bis 1571, bis zur Eroberung von Cypern, stieg das Türkenreich auf den Gipfel seiner Macht. Auf diesem erhielt es sich mehr als anderthalb Jahrhunderte lang, bis zum Carlswitzer Frieden im Jahre 1699, nachdem 4 Jahrhunderte seit seinem Ursprunge verfloßen waren. Von diesem Frieden zwischen dem Kaiser, Venedig, Polen und Rußland einerseits und dem Sultan andererseits, in welchem die Pforte Siebenbürgen, Slavonien, Theile von

Ungarn, die Insel Morea, Theile von Dalmatien, Bodosien, die Ukraine, Azow und Anderes abtreten mußte, beginnt die Zeit des Verfalls und alle Doctoren der Welt würden dem kranken Mann nicht helfen können, wollten nur die 14 Millionen Christen, welche ganz oder nur lose unter der Botmäßigkeit des Großherrn stehen, gemeinschaftliche Sache machen und die abendländischen Mächte dieses Völkergewimmel nur einmal sich selbst überlassen.

Diese Selbstüberschätzung führt die Türken zu den lächerlichsten, aber auch lästigsten Handlungen des Eigendünkels und der empörendsten Mißhandlung der Rajah (Christen). Die Moslem treten als die eigentlichen Herren des Landes auf, denen die Rajah mit Besitztum und Person unterworfen sind. Nur die Moslem haben Anspruch auf einflußreiche Verwaltungämter, ihnen stehen noch immer manche Vorrechte und Begünstigungen hinsichtlich der Gewerbe, des Handels und der öffentlichen Lasten zu. Denn die beabsichtigten Reformen, wie sie namentlich durch den Patriarchen von Guilhane des Sullans Mahmud II. vom Jahr 1839 und durch den Hat-Houmayoun (Hat heißt Verordnung, Guilhane ist ein Kiosk, kleines Lustschloßchen bei Konstantinopel) vom Jahr 1854 als gesetzlich geltend ausgesprochen wurden, wodurch doch auch nur eine annähernde und scheinbare Gleichstellung der Rajah mit den Moslem bewirkt werden sollte, sind entweder gar nicht, oder nur theilweise und in einigen Provinzen zur wirklichen Ausführung gelangt. Auch leidet es keinen Zweifel, daß die wirkliche und vollständige Gleichstellung der Christen mit den Moslem zur Auflösung des türkischen Reiches in Europa führen muß, weil zunächst die muhammedanischen „Herren“ sich dagegen erheben würden (z. B. in Bosnien und Albanien, sie sind die Grundbesitzer), dann aber auch sehr bald die entfesselte christliche Bevölkerung ihren Herren über den Kopf wachsen würde. Aus diesem Grunde werden die Christen bis zum heutigen Tage auch nicht zum Heeresdienste zugelassen, damit sie keine Waffen in die Hände bekommen und kriegstüchtige Soldaten werden. Die Heerde ist ja nur dazu da, um geschoren zu werden. Die Zustände z. B. in den türkischen Provinzen Bulgarien und Bosnien sind daher wahrhaft himmelschreiend. Durch die lange Knechtschaft stumpf geworden und großentheils willenlos (erst in neuerer Zeit regt sich's auch da allenthalben) und mit Sklavensinn den Nacken unter das türkische Joch beugend; ist die überaus fleißige, beschcidene Bevölkerung dieser bedeutenden Provinzen der Willkür der Steuerpächter und Steuereinnahmer preisgegeben. Hat der Aker seine Frucht getragen, steht im Stalle manch' schönes Stück Rindvieh, oder stehen wohl gar Pferde da, ist im Herbst die Scheune gefüllt, so erscheint der Steuereinnahmer, der dort nicht, wie bei uns, große Rangen, sondern sogar Wagen mit sich führt, und nimmt nicht den Zehnten, wie er sollte, sondern den „Fünften“, ja den „Dritten“, ganz nach Gutdünken, je nach Freundschaft oder Feindschaft. Und wohl dem Armen, wenn ihm der „Knabenzins“ nicht abgenommen wird. Gar mancher Knabe ist nämlich, nicht bloß in früheren Jahrhunderten, verschwunden für immer für seine Eltern, um in Konstantinopel oder sonstwo seinem Glauben abwendig gemacht und zum Dienste des Großherrn erzogen zu werden! Die große Leibgarde früherer Sultane, die tapfersten Soldaten der türkischen Armee, zugleich durch ihre Wildheit und Grausamkeit gefürchtet, die Janitscharen, welche von dem wirklich ausgezeichneten Reform-Sultan Mahmud II. (1808—1839) aufgelöst wurden, bestand an-

fangs nur aus geraubten und muhammedanisch gemachten Christensclaven. Arme Teufel, die nichts mehr hatten, vertrieb man von Haus und Hof, und ergriffen sie an einem andern Orte unverdroßen wieder Hade und Schaufel, so hatten sie doch nur das nämliche Schicksal zu gewärtigen.

Zu dem Hochmuth der Türken gesellt sich eine sehr große Verstellungsgabe, welche aus natürlicher Anlage durch die despotische Herrschaft entwickelt worden ist. Namentlich ist dieses eine Kunst, welche die sogenannten Reform-Türken ganz vorzüglich verstehen. Es sind das türkische Männer, welche sich ihre Bildung zumeist in Paris holten. Diese Bildung aber besteht bei ihnen wesentlich nur (mit wenigen Ausnahmen) in nothdürftiger Kenntniß des Französischen und sitzt vorzugsweise auf ihrem Leibe. Ihr Anzug besteht nämlich, im Unterschied von demjenigen der Alttürken, aus dem Fetz und einem schwarzen, militärisch zuge schnittenen Frack, ein Umstand, der aber, wie der berühmte Orient-Reisende Hermann Bamberger erzählt, durchaus nicht ausschließt, daß hier und da an ihrem Leibe zuweilen ein äußerst schmutziges und mit gewissen weißhäutigen Thierchen übersäetes Hemd zum Vorschein kommt. Diese Reformtürken, welche zum größten Theil mit den guten Eigenschaften der Bekenner des Islam vollständig gebohen haben und nur noch die schlechten beibehalten, haben es schon seit mehreren Jahrzehnten verstanden, mit ungeheurer Ruhe und ebenso großer Verschämtheit die europäischen Gesandten über die Zustände der Türkei und die wirklichen Absichten der Regierung zu täuschen und mit leeren Versprechungen hinzuhalten. Die Erlaubniß des Koran ferner, eigenthümliche orientalische Reigungen und die weisliche Lebensweise, Dinge, von welchen weiter unten noch die Rede sein wird, haben Ausschweifungen aller Art entwickelt (die Türken sind zum großen Theile leidenschaftliche Hadjschisch- und Opiumesser), haben die ganze sittliche Anschauung der Moslem von der christlichen himmelweit entfernt. Sie verhindern auch jede Annäherung, selbst wenn bessere Ueberzeugung und Willenskraft bei den Türken vorhanden wäre, und machen dadurch das einträchtige Zusammengehen, die gemeinsame Entwicklung der Moslem und der Christen unmöglich. Diese Gegenstände können auch von den „guten Eigenschaften“ der Osmanen: Gastfreundschaft, Billigkeit, Achtung vor geselligen Tugenden, Gefühl für Dankbarkeit und Mitleid, sowie die stets bereite Ergebung in den göttlichen Willen, keineswegs beseitigt werden.

Was hat es denn eigentlich mit diesem Opium- und Hadjschisch-Essen für eine Bewandniß? wird ein und der andere Leser fragen. Der Moslem will die Seligkeit seines Paradieses träumend schon hier genießen. Deshalb genießen sie auch Opium und Hadjschisch. Die obersten Blätter des Stengels vom Moh'n werden sorgfältig gesammelt, getrocknet, zerrieben und mittelst einer Syrupgattung zu kleinen Pastillen getnetet, von denen einzelne Stüde, auf die Kohle der Wasserpfeife (Margileh) gelegt, mit dem Rauche eingesogen werden. Der Türke zieht nämlich den Tabakrauch ganz in den Magen hinunter. Das Betäubungsmittel wird aber auch in Billen verschluckt. Abgemagert, schlaff und träge, mit gleichgültigen, stumpfsinnigen Gesichtsausdrucke warten die Opiumesser heran, verschlucken ihre Billen, trinken Wasser dazu und starren bewegungslos vor sich hin. Nach einiger Zeit beleben sich ihre Blüge, es gleitet wie Sonnenschein darüber hin, ihre Augen glänzen, aber sie haben einen eigenthümlichen Ausdruck gleich den Augen Betrunkener. Die

Wirkungen des Opiumrausches äußern sich in süßer Mattigkeit und in erschlaffenden Träumen irdischer Lust. Nur der häufige und lang fortgesetzte Genuß des Opiums ist schädlich für die Gesundheit. Gefährlich ist er aber deshalb, weil man sich sehr leicht daran gewöhnen kann. Die Dosis, welche man nehmen muß, wird dann eine immer stärkere, und die Wirkung ist zunehmende Erschlaffung, Hautausschläge und andere Krankheiten, Siechthum und Tod.

Ungleich verführerischer, jedoch nicht minder gefährlich ist das Hadschisch, jenes wunderbare Berauskungsmittel, welches man nur im Orient kennen lernen kann. Wie es gewöhnlich genossen wird, hat es durchaus das Aussehen von Erdflößen, ist ebenso bröckelig, hat keinen Geschmack und Geruch. Nimmt man zu wenig, so stellt sich nur Uebelbefinden, Schwindel, Betäubung, Kopfschmerz ein; eine zu starke Portion erzeugt Anfälle von Tobjucht. Die Hadschischesser pflegen sich daher diesen Genuß fast immer nur in Gesellschaft zu verschaffen, um nöthigenfalls einander beistehen zu können. Hat man aber das richtige Maß inne gehalten, was man nach ein paar Versuchen leicht trifft, so folgt auf das vorübergehende Uebelbefinden ein eigenthümlicher, schwer zu beschreibender, weil mit Nichts vergleichbarer Zustand. Der Hadschischesser fühlt sich stärker, gesunder, froher. Es ist, als wenn im Innern eine Sonne angezündet wäre, die auf Alles, auf jeden Gedanken, auf jedes Gefühl ihre goldenen Strahlen wirft. Das höchste Wohlbehagen tritt ein; der ganze Mensch geht auf in unbeschreiblicher Wonne. Mattigkeit am folgenden Tag ist die einzige Folge bei seltenem Gebrauch. Häufig genommen wirkt das Hadschisch noch verderblicher als das Opium. Dieses Hadschisch- und Opiumessen ist bei den Türken sehr verbreitet.



Türk. Briefschreiber in einer Straße Konstantinopels.

Auch das Weintrinken hat in sehr starkem Maße, ungeachtet des Verbotes des Korans, bei den Moslem überhand genommen. Man trinkt nicht nur Abends, sondern zu jeder Tageszeit. Nicht nur eine gewisse Classe der islamitischen Gesellschaft, sondern selbst die Mollahs (die Ulema, das sind Studirte, welche das Examen gemacht haben, theilen sich in Mollahs, das sind Diener der Religion, von denen wieder die Imam die eigentlichen Priester sind, während Mollah jeder Korankundige werden kann, und in Mufti und Kadi, das sind Geseßestundige und Richter) und auch die Frauen der Großen berauschen sich. Bechgelage werden in öffentlichen Gärten, ja sogar auf den Friedhöfen arrangirt. Der genaue Kenner des Orients, Herrmann Bamberg, fand seinerzeit ein Trinkgelage am Grabe Hafiz', des persischen Dichtersfürsten. Die schöne große Marmorplatte, welche Kerim Chan Zendi, der Lieblingsfürst Afriens, über den Gebeinen des berühmten Landeskindes hatte errichten lassen, diente als Kredenzstisch. Bamberg sagt, daß diese Moslem

den Wein nicht trinken, sondern „saufen“. In der Türkei soll etwas weniger getrunken werden. Thatsache aber sei es, daß, je weniger Opium und Hadschisch, desto mehr Wein, und umgekehrt, genossen werde. Schon der Kalife Jezid I. soll dem Trunkte sehr stark ergeben gewesen sein. Sein Sohn Welid I. soll ihn nur jeden zweiten Tag getrunken, die übrigen Kalifen aber, besonders Welid II., sollen dem Genuße des Weins in der ausschweifendsten Weise gefröhnt haben. Unter den späteren muhammedanischen Fürsten und Landesgroßen aber gab es viele, deren Leben im Säuferwahnsinn endete. Doch gilt das von der Trunksucht Gesagte vorzüglich von der höheren Gesellschaft. Der gemeine Mann zeichnet sich auch heute noch durch ziemliche Mäßigkeit und Enthaltbarkeit aus.

Der Moslem hat das Sprichwort: „In dringende Geschäfte mengt sich der Teufel“, und der Prophet sagt: „Halte Mittagsschlaf, denn der Satan hält keinen Mittagsschlaf.“ Würde der Prophet vorausgesehen haben, welche Angst der Muselmänn nicht bloß vor dringenden, sondern vor Geschäften überhaupt in der Zukunft haben würde, so hätte er gewiß dieses Gebot als höchst überflüssig unterlassen. „Die Osmane sind“ — sagt Wilhelm von Riden — „unfähig zu andauernder größerer Geistesanstrengung, unempfindlich für die Schönheiten und Vortheile geistiger Ausbildung. Beides erklärt hinreichend ihre grobe Unwissenheit und Rohheit. Anstrengung des Körpers liebt der Osmane nur ausnahmsweise. Fähig dazu ist er allerdings, sobald er durch die Vorschriften seines Glaubens, oder durch Aussicht auf Vortheile dazu angetrieben wird.“ Hindämmern, Träumen ist der Wunsch seines Herzens, das Lösungswort seines Lebens. Ideen, Kämpfe, Gefühlsbewegungen, Kämpfe der Leidenschaften und Interessen treten weit zurück, und viele Stunden lang hingefauert auf seinem Divan (das ist auf dem niedrigen, an den Wänden seines mit sehr wenig Möbeln versehenen Zimmers hinlaufenden Polster) schaut er am liebsten den Rauchwolken seines Nargileh oder Tschibuts (Pfeife) nach. Für das, was uns das Zimmer wohnlich macht, den Schmuck, einen gewissen Comfort, den auch der Unbemittelte sich bei uns zu verschaffen weiß, hat er keinen Sinn. „Es ist besser, in bequemen, geräumigen Vertikalitäten mit Prügeln, als in einer engen Kofalität mit guten Speisen traktirt zu werden“, sagt sein Sprichwort. Dort, wo die Kawalthane (Kaffeehäuser) aufgeschlagen sind, Bretterbuden, mit Glaswänden und Schindeldächern, mit Bänken ringsum an den Wänden außerhalb wie inwendig, mit dem großen Kohlenbecken (Mangal) zum Anzünden der Pfeifen, und zum Kochen des Kaffees, dort, sitzt sich's auch gar angenehm spazieren, denn der Türke geht niemals spazieren, und dort lauern, die Beine kreuzweise übereinander geschlagen, Junge und Alte, in der Hand das lange Tasmin-

roß, mit buntem Reiszroß künstlich umflochten, oder die Bernsteinspitze vom Schlauche des Nargisch, das, von goldenen Sternen und Halbmonden glänzend, neben ihnen steht. Den feinen türkischen Tabak führen sie im goldgestickten Beutel von Lahora-Gaze, von Seide oder farbigem Sammet, immer bei sich. Der kleine Pfeifenlopf ist bald ausgeraucht, der kurze Ruf: „Alesch!“ (Feuer auf die Pfeife) ertönt unaufhörlich und ist der einzige Laut, welcher ihr träumendes Schweigen unterbricht. Eine andere Gruppe schweigt ebenfalls. Still sitzen sie und drehen ihren Jesbich (Kosentanz), dessen 99 Kugeln von Bernstein, Perlmutter, Rosen-, Aloe- oder Sandelholz durch längliche Perlen in drei Abtheilungen gesondert werden. Diese 99 Körner stellen nach der Anschauung des Muselmanns die 99 Eigenschaften Gottes dar, von welchen wir einige erwähnen wollen: Gott, Gnadenvoller, Barmherziger, Heiliger, Bestiger, Erlöser, Glaubensspender, Beschützer, Erhabener, Gewaltiger, Ansehen-Verleiher, Schöpfer, Beleber, Formgeber, Vergebender, Reicher, Spender, Ernährer, Dessner, Allwissender, Hinaufziehender, Erkreuer, Bezähmer, Erhöher, Beehrer, der Alles Befestende der Hörer, der Seher, der Richter, der Gerechte, der Annußthvolle, der Benachrichtigte, der Milde, der Große (azim), der Mitleidige, der Dankbare, der Hohe, der Große (kebir), der Beschützer, der Versorger, der Rechen-schaft-Führer, der Glorreiche, der Huldsvolle, der Beobachtende, der Ausgedehnte, der Solide, der Verschaffer, der Verechner, der Erfinder, der Vorangehende, der Folgende, der Zurechtmacher u. s. w. Die Gesellschaft, von der oben die Rede war, betet aber nicht ihr Tebeschid (Glaubensbekenntniß), dessen Hergagen mit dem Halten der täglichen 5 Gebetsstunden, dem Fasten während des Ramajan oder Ramahban, das ist Fastenmonats (die Türken fasten natürlich nur am Tage, während der Nacht geben sie sich um so größeren Säklemereien hin, wie denn ein islamitisches Sprüchwort sagt: „der Araber ist, bis er gesättigt ist, der Türke, bis er zerplatzt“), der Wallfahrt nach Mekka und der Mildthätigkeit die fünf Sakramente ihrer Religion bilden. Sie lauscht den Worten eines Märchenzählers, dessen Augen funkeln von den Bildern, die sein Mund schildert. Aber kein Zug in den Gesichtern der Zuhörer läßt ahnen, mit wie kindlicher Spannung sie den Erzählungen lauschen.

Auf den Straßen Konstantinopels ist es bei diesem Phlegma der Türken ziemlich öde. Die jetzigen Kriegszeitern machen natürlich eine Ausnahme. Nirgends ist in den Tagen des Friedens jenes Stößen und Drängen europäischer Städte Alle weichen einander aus. Niemand scheint Eile zu haben. „Woher kommt das?“ fragte ein Reisender. „Weil hier Niemand etwas zu thun hat,“ war die Antwort. Auch der Fremde scheut die überaus schmutzigen und schlechten Straßen. Die „Grande rue de Péra“ (die „breite Straße“ würden die Friedberger, die „Aheinstraße“ die Darmstädter und „die Zeil“ die Frankfurter sagen) in dem vornehmen Frankenviertel in Konstantinopel ist auch nur so breit, daß 2 Wagen sie ausfüllen. Bei Nacht, ja schon in der Dämmerung ist's gefährlich, hier, geschweige denn in andern „Straßen“ sich sehen zu lassen, denn ein Dolchstoß ist in Konstantinopel billiger als in Spanien und in Italien, wo sie bekanntlich doch auch nicht theuer sind, wie es denn auch voram, daß ein Mörder zu dem von seinem Dolche hingestreckten sagte, als er beim Schein eines Lämpchens die Züge des Sterbenden erkannte: „Verzeihe, Herr, ich habe Dich verkannt!“

Wer also am Tage in den Straßen Konstantinopels

spazieren geht, sieht sehr wenig Leute auf der Straße. Wohl aber ist er von tausend Augen beobachtet, die durch die Ritze der stets verschlossenen Fensterläden neugierig herauspähen. (Jedes Haus in Stambul, wie die Türken ihre Hauptstadt nennen, hat seine nach außen führenden Fenster fest verschlossen, damit die Frauen nicht gesehen werden können). Sobald ein Fremder erscheint, beginnen die Hunde, welche überall schaarenweis lagern, einen entsetzlichen Lärm, denn auch die Hunde hassen die Giauxs. Dringt er dennoch vor, so wird das Geheul immer stärker, immer unerträglich, sie sammeln sich in Massen, und das ganze Viertel ist bald in Aufruhr. Hinter jeder Jalousie lauern neugierige Blicke, die verwundert jeden Schritt des Fremden begleiten und ihn einer schärferen Musterung unterwerfen, als irgend ein Sicherheitsbeamter des Abendlandes den verdächtigen Vagabunden. Mag er sich türkisch gekleidet, Gang und Haltung eines Moslem angenommen haben, mag er der türkischen Sprache mächtig sein, wie ein Effendi (Würdenträger), — an der Gesichtsbildung, an hundert Kleinigkeiten werden sie doch den Giaux erkennen, und ihre Blicke werden ihm nur um so mißtrauischer folgen. Und würde er auch nicht erkannt, was nußt ihm sein Promeniren? Alles ist öde und stille, schmutzig und übertrieben. Jeden Augenblick läuft er Gefahr, über irgend einen Cadaver, den man auf die Straße geworfen, oder über einen Stein des entsetzlichen Pflasters zu straucheln und zu Boden zu fallen. So war es vor hundert Jahren, so ist es noch heute. So wird es auch unter der Türkensherrschaft immer bleiben. Ueberall träge Ruhe und Stillstand.

Ist Konstantinopel im Innern schmutzig über die Mähen, so gewährt es dem, der es von dem Bosporus aus betrachtet, einen unbeschreiblich schönen Anblick. Bunt bewimpelte Schiffe aller Nationen füllen den Hafen, die Angehörigen der verschiedensten Nationen treiben und drängen einander am Ufer, und hinter demselben erhebt sich halbmondförmig, mit den 7 Hügel, auf die es gebaut, allmählig ansteigend, das Häusermeer Konstantinopels, aus dem zahlreiche Kuppeln und Minareh's hervorstagen, dem Ganzen ein feenhaftes Aussehen gebend, während der dem Ufer zunächst gelegene Theil von schwarzen Cypressen (dem Lieblingsbaum der Türken, der auch ihre Friedhöfe füllt) und mächtigen Platanen eingerahmt wird, durch deren Laub phantastisch gebaute Lustschlößchen (Kioske) und orientalische Gebäude schimmern. Es kann nichts Reizenderes geben, als an schönem Tage in einem der zu Hunderten im goldenen Horn herumfahrenden kleinen Raßen (Kait), den Fialern des Bosporus, nach dem 6 Stunden von Konstantinopel entfernten Bujukdere zu fahren, unweit der Mündung des Bosporus in's schwarze Meer, wo die fränkischen Familien während der Sommermonate gern ihre Wohnung zu nehmen pflegen. Längs der beiden Ufer des Bosporus tauchen auf dem Wege dahin aus dem Grün der Cypressen Lusthäuser, Kioske, zahllose Fischerhütten, Moscheen mit ihren ragenden Minareh's, Springbrunnen schießen ihre Strahlen in die Luft, alte Schloffer wechseln mit Wäbern und Kaffeehäusern, so daß die ganze weite Strecke wie eine einzige, sich lang dahinziehende Stadt aussieht. —

Wie wir oben gesehen haben, so gibt es sogar im muhamedanischen Himmel noch Knechte. Warum sollte es hier auf Erden nicht Sklaven geben? denkt der Muselmann. Doch ist zu bemerken, daß es diese bei den Muselmännern

viel besser haben als die Schwarzen in Amerika es hatten. Denn pflegen die Herren immerfort der Ruhe, so thun dies die Sklaven nicht minder. Die armen Türken haben keine solchen und bei den Reichen sind deren viele, welche sich in die Arbeit theilen. So gibt es für die Besorgung der Pfeifen bestimmte Sklaven, welche diesen für die Türken höchwichtigen Gegenstand zu besorgen haben und den Namen „Tschibuffshi“ führen, durch welche für ein gutes Bakschisch (Trinkgeld) schon manches Staatsgeheimniß ausgeplaudert worden ist, denn sie sind auch bei dem Ministerrath anwesend, wo über das Wohl und Wehe des armen Staats berathen wird. Man beabsichtigte sie deshalb schon einmal zu entfernern, doch siegte, wie Wambery erzählt, die Ansicht einiger dickenwastigen Beisitzer, welche die alte ehrwürdige Sitte des Rauchens beibehalten wissen wollten. Die Sklavinnen sind am theuersten. Doch ist deren Preis sehr verschieden. Ist das Mädchen leidlich hübsch, so kostet es nicht unter 10,000 Piafter (4—500 Thlr.), für schönere werden 20-, 30-, 40- bis 60,000 Piafter bezahlt. Es ist die Sehnsucht der Sklavinnen, in den Harem des Großherrn aufgenommen zu werden, um es da vielleicht zur Lieblingsclavin, oder lieber auch Lieblingsgemahlin zu bringen. Der Sklave erbt oft das Vermögen seines kinderlosen Herrn, oder heirathet dessen Tochter. Abjehentlich ist auch der Handel, welcher schon mit Kindern getrieben wird. Wambery sah unter Anderen einen wild aussehenden Tischerkessen, mit barbarisch hoher Pelzmütze, der seine zwei von Hunger und Kälte gemarterten Kinder nachschleppte. Vor dem Vorhange, hinter welchem die Frauen sich befinden, blieb er stehen. Die Frau des Hauses nebst einigen anderen Sächterinnen prüften die Waare und begannen dann das Feilschen. Während dessen blickten die armen Kinder zähnelappernd bald zu dem herzlosen Vater, bald zu den hinter dem Vorhang stehenden Frauenzimmern. Endlich war das Geschäft, bei welchem Verkäufer und Käuferinnen sich nicht gesehen haben, abgeschlossen und der elende Tischerkess nimmt sein blankes Geld. Schon hat er eine Treppe hinter sich, als er rasch zurückläuft und lärmend die Kleider der verkauften Kinder zurückfordert, da diese im Handel nicht einbedungen gewesen seien. Nachdem die Verhandlungen abermals eine Weile gedauert, wurden ihm endlich die zerfetzten Stücke Kattun oder alter Keimwand zugeworfen, die seine Kinder umhüllten. Begierig raffte er die Lumpen zusammen und eilte davon. In den meisten Fällen erfreuen sich diese Kinder liebevoller Behandlung. Die islamitischen Frauen erhöhen durch diesen Handel ihr Nadelgeld, denn sind die Kleinen herangewachsen und gedent man einen guten Profit zu machen, so wird die Waare häufig losgeschlagen.

Ein Hauptkrebsschaden der muhammedanischen Welt ist die Vielweiberei. Durch sie wird das schon im Fata-

lismus (blinden Schicksalsglauben) und der daraus hervorwachsenden Trägheit, Arbeitscheu (Phlegma) liegende Hinderniß für jede höhere Entwicklung bedeutend verstärkt. Die Willenskraft Muhammeds zur Beherrschung seiner Leidenschaften, namentlich seines Zorns, zu dem er sehr neigte, war allerdings groß. Doch reichte sie zur Bekämpfung seiner Fleischlust nicht aus. So kam es, daß er jedem seiner Gläubigen 4 Frauen gestattete. Er selbst hatte deren elf, theils nach, theils nebeneinander, indem er behauptete, hierin von Gott unumschränkte Freiheit erhalten zu haben. Neben diesen 4 Frauen kann der Muselmann noch beliebig viel Sklavinnen haben, wenn er das Geld dazu hat. Doch begnügen sich die meisten Türken mit einem Weibe. Die Ehescheidung ist sehr leicht. Schon bei der Verlobung wird der Preis bestimmt, welchen der Mann im Falle der Schei-



Griechisch-kathol. Kloster St. Peter im türk. Rhodopegebirge.

dung zu bezahlen hat. Eine einfache, dreimal wiederholte Erklärung des Ehegatten genügt, um die Ehe zu lösen und Jedes geht wieder seiner Wege. Die Frauen sind von der Männerwelt streng abgeschlossen in besonderem Raum, dem Harem oder Heiligthum, das außer dem Gatten kein Mann betreten darf. Außer dem Hause sind die Frauen dicht verschleiert, so daß nur die schwarzen glänzenden Augen zu sehen sind. Wenn der Türke an einer Abendländerin vorübergeht, schlägt er die Augen nieder und hütet peinlich den Blick. Es ist ihm ein Gräucl, daß diese seine Schleier tragen. Ja man erzählt sich, daß manche Türkinnen sogar beim Hühnerfüttern den Schleier unlegen, wenn sich ein Hahn darunter befindet. Alle Orientalinnen rauchen. Schon das 12jährige Mädchen pflegt verborgener Weise mit einem Papiereigaretten zu beginnen. Im 14. bis 15. Lebensjahre, dem dort heirathsfähigen Alter, kann es frei rauchen. Von 40jährigen Frauen erzählt Wambery, sie verbreiteten einen so herben und ablen Tabaksgeruch, daß manche gleich einem Matrosen schon aus der Ferne rufbar würde. Womit sollen die armen in ihrer Bildung äußerst vernachlässigten,

nur auf den klüglichen Klatsch angewiesenen Personen, die weder lesen noch schreiben können, sich auch immer unterhalten? Familienleben ist ja bei dieser strengen Abgeschiedenheit und unwürdigen Stellung des Weibes, von dessen Zukunft im Jenseits auch nicht eins von den 77639 Worten des Korans handelt, unmöglich; Familiensfeste fehlen dem Moslem gänzlich. Von herzlicher Liebe, gemeinsamer Freude und gemeinsamem Leide kann ja keine Rede sein. Stark sind deßhalb die islamitischen Frauen jederzeit in den Ränken gewesen, die sie gegen den Mann schmieden. So haben bei aller Abgeschlossenheit, Entwürdigung und Beschränktheit — ihre anerkannt sehr guten Fähigkeiten werden nicht entwickelt — die Frauen des Orients auf die Politik immer einen großen Einfluß ausgeübt. So rührt der Abfall der Schiiten, diese erste große Spaltung unter den Bekennern Muhammeds, von der Rache her, welche Aischa (auch Ajescha), die Lieblingsclavin des Propheten, dem Ali geschworen hatte. Dieser hatte nämlich bezweifelt, daß sie in einer Nacht, in welcher sie sich verirrt, dem Propheten Gottes treu geblieben sei.

Nach Muhammeds Lehre ist der Koran als der Inbegriff aller Bildung anzusehen. Dadurch ist alle wissenschaftliche Entwicklung unmöglich gemacht. Weiter hat er zur Verhütung der Abgötterei verboten, irgend ein lebendiges Wesen im Bilde darzustellen. Deßhalb kam auch niemals von einer Kunstentwicklung bei den Moslem die Rede sein. Wenn sie in früherer Zeit namentlich in den realen Wissenschaften, wie Astronomie, die aber leicht zur Astrologie wurde, Mathematik, mathematische Geographie, Chemie, die bei ihnen auch wieder sehr häufig zur Alchimie oder Goldmacherkunst wurde, in manchen Ländern Großes geleistet haben (Omar Chejan berechnete um das Jahr 1680 zuerst das Sonnenjahr auf wenige Minuten richtig und aus Samarkand flammten die vortrefflichen astronomischen Tafeln in persischer Sprache, die noch jetzt mit Nutzen zu gebrauchen sind; Spanien besaß im 11. und 12. Jahrhundert 70 große Bibliotheken und 17 glänzende höhere Lehranstalten, wo die Gelehrten des Abendlandes ihre Kenntnisse in den Naturwissenschaften, Astronomie und Musik schöpften), so geschah dies, wie A. W. von Schlegel treffend sagt, gleichsam hinter dem Rücken des Propheten, und die denkenden Köpfe unter den Arabern müssen vom Gesichtspunkt des Koran als Freigeister betrachtet werden. Die Türken selbst aber haben auf diesem Gebiet gar nichts geleistet, und es ist bezeichnend genug, daß sie ihre Studierenden *Sofia's*, d. h. „von der Wissenschaft Verbrannte“ heißen. Der Koran bildet das A und das O ihres Studiums, auch für diejenigen, welche Richter werden wollen. So herrscht denn bei den Türken bis in die höchsten Kreise die unglaubliche Rohheit und Unwissenheit, dunklerer Aberglaube. Sultan Abdul Medjid besuchte einst einen neu erbauten Palast zum ersten Male. Als er über die Thüreschwelle schritt, schrie ein Vogel auf dem Dache, dessen Ruf in Orient als böses Omen gilt. Der Sultan zog seinen Fuß zurück, bestieg seinen Kait und ließ den Palast verschließen. Ähnliches trug sich mit einem Schiffe zu, welches ihm der Vicelkönig von Aegypten geschenkt hatte. Das Geschenk war kostbar, würdig des Gebers und Empfängers. Die Stufen der Treppe waren von gediegenem Silber, die Geländer derselben von venetianischem Krystall. Der Sultan besichtigt es und verfiert auf der Treppe seinen Pantoffel. „Ein böses Omen,“ murmeln die Derwische (muhamme-

danische Mönche und große Fanatiker), welche ihn begleiten. Der Sultan entfernt sich sofort und versenkt das Schiff, das jetzt seiner Kostbarkeit entkleidet, als Passagierschiff dient. Der Sultan ist der rechte Nachfolger des Propheten und als solcher auch Herr in kirchlichen Dingen. Doch steht ihm in dem Scheit ul Islam ein Gewissensrath zur Seite, ohne welcher er nichts zu thun wagt und welcher ihn sogar, wie das Beispiel des verstorbenen Abdu'l Aziz zeigt, an der „Scheere“ sterben lassen kann.

Was die Regierung der Sullane angeht, so ist sie ihnen recht lauer gemacht, besonders seitdem die Christen sich darauf besonnen haben, daß sie die geschehenen und geschehenden Rajahs nur so lange zu sein brauchen, als sie es sich gefallen lassen. Der Nationalität nach gibt es ungefähr unter den 8,396,005 Einwohnern der europäischen Türkei eigentliche Türken: 2,210,760; Slaven: 3,732,263 (u. zwar Serben: 1,871,786; Bulgaren: 1,860,477); Griechen: 1,024,178; Araber und Armenen: 1,229,214 (ein wildes, grobtheils muhammedanisches Volk); Rumänen: 199,590. Von Christen gibt es: Griechisch-Katholische 4,337,320; Armenisch-Katholische: 61,720; Römisch-Katholische: 297,731; Protestanten: 4586. Zusammen = 4,701,357 Christen gegen 3,619,353 Muhammedaner. Bei dieser Angabe sind die Christen in den ziemlich unabhängigen Staaten Rumänien, Serbien, Montenegro nicht mitgerechnet. Diese mit eingerechnet gibt es in der europäischen Türkei nach den Aufzeichnungen des Leiters der amtlichen Statistik in Serbien, W. Jakschitsch: 9,843,220 griechisch-katholische und 407,860 armenisch- und römisch-katholische Christen, so daß in Summa: 10,251,080 Christen den 3,619,353 Muhammedanern gegenüberstehen. Dabei ist zu bemerken, daß die muhammedanische Bevölkerung entschieden in der Abnahme begriffen ist, wozu hauptsächlich im Schwange gehende unnatürliche Laster, die Vielweiberei, der allgemeine Mißbrauch, welcher mit Dampfbädern betrieben wird, die geschwächte Leibesbeschaffenheit und Verweichlichung der Türken, die häufigen inneren Revolutionen und Kriege, die Zusammenziehung des Herzes, welches nur aus Muselmännern besteht, das Daniederliegen des Ackerbaus, des Handels und der Industrie, gänzlicher Mangel an medizinischer Polizei, die Verheerungen der Pest, gegen deren Ansteckung in fatalistischem Wahnsinn gar keine Vorsichtsmaßregel ergriffen werden, beitragen.

Die Zustände der Christen unter ottomanischer Herrschaft waren von jeher erbarmenswerth. Glocken dürfen sie keine haben, denn diese sind bei den Türken verpönt. Die Moschee des Sultans Mahmud in Konstantinopel ist die einzige, welche solche hat; sie dürfen aber nicht geläutet werden. Die Muhammedaner werden von den Gebetsausrufern, Muezzins, von den hohen schlanken Minarets herab zum Gebet aufgefordert. Denke sich der liebe Leser nun einmal einen Sonntag, oder auch nur einen Werttag ohne Glockengeläute! Gleichwohl würden unsere Glaubensbrüder in der Türkei froh sein, wenn sie nur dieses entbehren! Aber sie müssen sich mit den elendesten Spelunken als Gebetshäusern behelfen. Anders erlaubt es der Glaubenshaz der Muhammedaner nicht. Mit elenden, etliche Fuß langen Bretterstücken, in welchen Holzstücke als Altäre dienen, müssen sie sich meistens behelfen. Zu dem Bau einer Kirche muß erst die Erlaubniß des Sultans eingeholt werden, und diese darf selten oder nie erteilt werden, wenn er nicht den ge-

fährlichen Widerstand der Ulema's hervorzurufen will. Dann gehört aber zum Kirchenbau auch Geld und in der Türkei doppelt und dreifach Geld. Denn alle die Beamten, durch deren Hände eine solche Bittschrift geht, müssen erst bestochen werden!! Ohne Geld gibt's in der Türkei keine Gerechtigkeit, und mit der Gerechtigkeit, die man gegen die Christen übt, ist es allewege schlecht bestellt. Woher sollen aber die Christen, nachdem sie den muhammedanischen Herren Grohnden geleistet und mit Mühe und Noth zum eignen Unterhalt sich etwas erworben haben, das Geld nehmen? Und wenn der einen und der andern Gemeinde der Bau einer Kirche gelänge, so würde der Fanatismus der Muhammedaner sie wieder niederreißen. Auf die ziemlich unabhängigen Staaten der Türkei findet das Gesagte natürlich keine Anwendung. Früher haben die Türken aber auch hier entsehrlich gehaust. Im Jahre 1813 fielen die Türken mit Uebermacht in Serbien ein, welches sich unter Führung des Kara Georg (Schwarzen-Georgs) kaum erst freigemacht hatte, und unterjochten es. Furchtbar war das Blutgericht der barbarischen Türken. Der Vorsteher des Klosters Trnav, Rhigas, wurde im Schloßhof zu Belgrad zersägt, 36 Serben wurden dajelbst gespießt. Seit dem Friedensschluß von Adrianopel 1831 und durch den Frieden von Paris 1856 wurde Serbien nicht bloß ein halb unabhängiger Staat, sondern seine Bewohner erlangten auch freie Religionsübung. Sie sind der Mittelpunkt des gegenwärtigen Aufstandes und durch ihre geistlichen Anlagen und durch ihren Nachbarn Anhalt und Vorbild zu sein. Sie bekennen sich zur griechisch-orientalischen Kirche. Bei ihren Religionsgebräuchen finden sich noch Anklänge und Erinnerungen aus dem Heidenthum. Die wesentlichsten Religionsgebräuche der Serben sind auch bei den Katholiken zu finden. Doch dauert die Liturgie der Serben

viel länger als die Messe der Katholiken, auch die Bekreuzigung geschieht weit häufiger als bei diesen und die Fasten werden sehr streng gehalten. Mit Ausnahme des Frohnleichnamstages haben die Serben ganz die nämlichen Feste, welche von den Katholiken gefeiert werden. Doch wird das Fest der Wasserweihe (das heilige Dreikönigsfest der Katholiken) wie bei allen orientalischen Christen öffentlich beim nächsten Fluß oder Bach sehr feierlich und mit großem Pompe begangen. Die Klöster und Klöster erreichen allerdings nicht die wunderbare Pracht derjenigen ihrer Glaubensgenossen in Kiew und Moskau, aber man bemerkt doch recht ansehnliche Gebäude. Die deutsche Einwanderung hat namentlich in den Städten der Serben freundliche Aufnahme gefunden und hat hier unstreitig eine schöne Zukunft, wie das serbische Volk überhaupt. Der Handelsstand sagt dem Serben besonders zu, wie schon aus folgender Sage hervorgeht: Als Jesus Christus am Kreuz hing, kamen die Nationalitäten Ungarns dort zusammen und beriethen sich, auf welche Weise sie in den Besitz des Leichnam's kommen könnten. Der Magyar sagte: „Wir nehmen den Leichnam mit Gewalt.“ Der Wa-

lache rieth, die Wächter zu berauben und wenn die Betrunknen schliefen, Jesus zu stehlen. Der Slawe wollte den Leib Christi durch Bestechung gewinnen, und der Deutsche wollte denselben durch eine unterthänige Bittschrift an die Behörde erlangen. Der Serbe aber sagte: „Wir wollen den Leichnam Christi kaufen, denn vielleicht können wir ihn später mit Profit wieder verkaufen.“ Ueber die deutsch-evangelische Gemeinde zu Belgrad hat die serbische Regierung das Patronat übernommen und deren Schulen sind auch die Bildungsstätte vieler serbischer Kinder. Die hier abgebildete Kirche zu Belgrad ist ein Geschenk des Fürsten Milosch Obrenowitsch. Ganz die nämlichen kirchlichen Verhältnisse finden sich in den beiden andern, ziemlich unabhängigen Staaten der Balkanhalbinsel in Rumänien und Montenegro.

Die Bulgaren, ein von den Türken noch furchtbar geknechtetes Volk, bekommen ihre Bischöfe aus dem Fanat,

dem griechischen Stadttheile Konstantinopels. Diese aus dem durch und durch feilen, nichtsnutzigen, jervilen, mit den Türken um des irdischen Vortheils und der Herrschaft willen eng verbündeten Griechenthum hervorgegangenen Bischöfe kaufen aber ihre Stellen. Nicht ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit oder ihre Frömmigkeit, nicht ein guter Lebenswandel fallen dabei irgendwie in's Gewicht, sondern derjenige, welcher am meisten Geld bietet, bekommt die Stelle. Diese Bischöfe, welche für das arme Volk und ihren Verus gar kein Interesse haben, verkaufen nun ihrerseits die Popenstellen an Jeden, der ihnen am meisten bietet. Unter diesen Popen kaufen unternehmende Köpfe selbst wieder oft mehrere Stellen, um sie an den Meistbietenden zu verkaufen. Wie sich nun das arme Volk unter solchen Händen befindet, ist leicht zu errathen. Es wird nicht bloß

von den Türken, sondern auch von seinen Geistlichen vollständig ausgezogen. Und gleichwohl hat sich dieses Volk seine strengen Sitten, seinen regen Fleiß bewahrt. Ehebruch ist fast unerhört, die Ehen sind meistens glücklich und mit zahlreichen Kindern gesegnet, die bulgarischen Frauen sind keusch und züchtig. Krankheiten, welche durch ein ausschweifendes Leben hervorgerufen werden, sind sehr selten, die in den letzten Jahren vorgekommenen wurden durch türkische Truppen eingeschleppt.

⊗ Kennzeichnend ist, was Konstantin Trevel von den dortigen Bischöfen und Geistlichen berichtet: „Nicht nur einzelne Familien, sondern ganze Dörfer wurden durch derartige Ausfugungen (durch die Bischöfe) vernichtet. Hatten die armen, vielgeplagten Bauern keine Mittel, um die unersättliche Geldgier ihres geistlichen Hirten zu befriedigen, so kamen bischöfliche Schergen, sprachen über das Dorf den Bannfluch aus, versiegelten die Kirche und nahmen in den Häusern Alles, was sich forttragen ließ. Die Möglichkeit eines Protestes gab es nicht. Mit verzweifelter Gemüths- trug der Bauer das geistliche Joch, ungetauft wuchsen seine Kinder auf, und wenn er starb, wurde er ohne Popen und



Griech. Kathol. Archimandrit (Abt) des autländischen Bosnien.

ohne Gebet beerdigt. Der Pope selbst konnte oft nicht lesen, sagte die Gebete auswendig her, zeichnete seine Rechnungen und Notizen nur auf dem Kerbholz auf und bebaute mit eignen Händen das Feld; von den Bauern unterschied er sich nur durch Kappe und Bart. Für die Weiße mußte er dem Fanarioten 1000 — 1500 Piafter bezahlen. Die Behandlung der Popen seitens der Bischöfe war höchst unwürdig. Daß ein Geistlicher vor dem Altare von seinem Bischöfe öffentlich geschlagen wurde, war nichts Ungewöhnliches. Viele Bischöfe pflögten ihre Priester auf ihren Höfen, im Stall oder Garten zu Knechtsdiensten zu verwenden. Doch gab es immer auch noch edlere und gebildete Charaktere, die einen solchen Schimpf nicht zu ertragen vermochten. Am Anfang unseres Jahrhunderts lebte in Trnovo ein gelehrter Pope, Namens Joakim, der sich bei dem Volke, keineswegs aber bei dem Metropolitani einer großen Beliebtheit erfreute. Eines Tages befahl ihm nach der Liturgie der Metropolit Florion, ein geborner Kandiote, aus dem Pferdestall des Bischofshauses den Mist in einem Korbe auf den Hof hinauszutragen. Joakim verlagte stolz den Gehorsam. Es kam zu einem Handgemenge mit den bischöflichen Dienern und Diakonen. Mit Gewalt entwand sich der Pope, und lief mit fliegendem Haar, ohne Kappe, geraden Wegs zum Rabi. Noch bevor die Sonne unterging, hatte er den Islam angenommen. —

Wer befreit, fragen wir, das arme Volk von der Herrschaft solcher Wölfe und der diese stützenden und beschützenden Türken? Sollte man nicht von Herzen wünschen, daß abermals ein Gustav Adolf erschiene, um Erlösung zu bringen aus Kossheit, Gewissenlosigkeit und Schandthat? Nun, wir glauben sicher, daß, welches auch die Erben des todkranken Mannes sein werden, vielleicht bald schon das Kreuz wieder aufgerichtet sein wird auf der Aja Sophia, nachdem ihre Minareh's, die man zur Unzior an sie gestickt, zertrümmert und der Halbmond von deren Binnen herabgestürzt worden ist! Dann möge ein reges, frommes und in Gott fröhliches Glaubensleben, reich an Werken der Liebe, seinen Anfang nehmen auf der Stätte der Todten, wie der Gustav-Adolfs-Berein es sich schon längst zum Ziele gesetzt und mit Erfolg betrieben hat.

Die Gestalt einer großen Stadt.

Der fromme Pfarrer Flattich zu Münchingen in Württemberg (geb. am 30. October 1713, gest. am 1. Juli 1797), aus dessen Leben unser Kalender schon manches schöne Stücklein erzählt hat, traf auf der Landstraße unweit Stuttgart mit einem jungen Menschen zusammen, den er gleich als einen angehenden Schullehrer erkannte. Da ihm sein offenes Auge und freundliches Antlitz gefiel, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein. „Herr Lehrer, wo will er denn hin?“ Der Jüngling antwortete: „Er habe Stuttgart noch nie gesehen, darum habe er einmal eine Ferienreise dahin machen wollen.“ Flattich fragte weiter: „So? Er ist noch nie in Stuttgart gewesen; wie meint er denn, daß Stuttgart aussehe?“

„Ja, das wisse er nicht, war die Antwort. Gerade deswegen sei er so begierig, Stuttgart einmal zu sehen.“ Flattich hätte gerne gewußt, was für Begriffe sich denn der junge Mann von dieser Stadt mache; man könne sich doch eine Vorstellung von einer Sache machen, die man noch nie gesehen habe. Der junge Lehrer beharrte aber darauf, daß er ganz fremd sei und nur vom Lande herkomme. „Nun, sagte Flattich, wir werden's bald sehen, ich will's ihm zeigen.“ Eine Weile darauf rief er schnell aus: „Do gud' er, do is Stuttgart!“ Der Jüngling blieb in freudigem Schrecken stehen und öffnete seine blauen Augen soweit als möglich, konnte aber seine Verwunderung nicht unterdrücken, weil er nichts von Häusern sehe. Flattich sagte: „Was sieht er denn?“ „Ich sehe,“ lautete die Antwort, „nur einen Acker, auf dem zwar viel wilder Mohn und Unkraut, aber nur wenig Frucht ist.“ „Das ist eben die Gestalt einer großen Stadt,“ fiel Flattich ein, „viel Unkraut und wenig Aehren!“ Das machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Menschen, der später als ein gesehener Lehrer in Stuttgart viele Früchte gebracht und vieles Unkraut vertilgt hat.

Das gemeinsame Liebeswerk des Gustav-Adolfs-Vereins im Jahre 1875 auf der Hauptversammlung zu Potsdam.

Nachdem durch die Abgeordneten zum Potsdamer Feste fast aus aller Herren Ländern so viele Bilder kirchlicher Noth und Hilfsbedürftigkeit dargestellt worden waren, kam endlich der erquickliche Moment, in welchem der Gustav-Adolfs-Berein wenigstens Einem brennenden Nothstand Abhülfe gewähren konnte durch unmittelbare gemeinsame That. Aber auch ihm ging diesmal, wie in den vorhergehenden Jahren, nothgedrungen die Dual des Zählens unter den vielen Bittgesuchen voraus, von denen stets zwei leer ausgehen müssen, damit dem dritten Befriedigung werde. Professor Dr. Benschlag aus Halle unterzog sich dieser Aufgabe, welche, will man nach allen Seiten gerecht und wahrhaftig sein, in der That keine leichte ist. Die für das Liebeswerk bestimmte Summe, die von den Haupt- und Zweigvereinen der Gustav-Adolfs-Stiftung angemeldet war, hatte die Höhe von 26,500 Reichsmark oder 8833 Thlr. für die stiegende Gemeinde, und für die unter-